

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 1

Artikel: Ein Mädchen aus Meran
Autor: Eidenbenz, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Mädchen aus Meran

Von Alfred Eidenbenz

Das Kleine Haus vermochte die neu Eintretenden beinahe nicht zu fassen. In den höheren Klassen aber waren, wie gewöhnlich, nur sehr wenige Schüler neu aufgenommen worden: der Sohn eines Auslandschweizers, Ingenieurs, Strassenbauers, aus den Tropen, zwei Canadier, die ohnehin Französisch von zu Hause aus sprachen, und der Sohn eines Flugzeugkonstrukteurs, der es in harter Arbeit zu einem grossen Vermögen gebracht hatte und nun seinem Sprössling «gute Manieren» beigebracht wissen wollte. Schliesslich zwei externe Mädchen. Crottet suchte Internatsleiter Föhr auf, brachte, wie immer, die Resultate der ersten schulärztlichen Untersuchung. Die beiden landeten nach alter Tradition bei einer Partie Schach. Plötzlich sagte Crottet: «Sie werden noch etwas mitmachen.»

«Wieso?»

«Nur so. Hab einfach das Gefühl. Auf der Liste, die ich Ihnen abgegeben habe, steht nur der medizinische Befund, nicht aber mein allgemein menschlicher Eindruck über die Schüler. Den werden Sie ja bald selber haben. Mir kommt immer diese Meranerin in den Sinn. Magdalena heisst sie. Möchte bei uns Französisch lernen. Vater ist Administrateur délégué. Besitzt mehrere Hotels und Wälder. Das Mädel spricht einmal deutsch, einmal italienisch, hin und her, wie von einem Fuss auf den andern. Augenlider stark gewölbt, leicht angeschwollen, nicht sehr starke Nieren, Zähne etwas spitz. Die hat nicht immer die richtige Ernährung gehabt, zuviel Hotelkost, müsste sehr salzschwach essen. Dazu Haltungsfehler — das alte Lied. Nächsten Winter wird ihr viel Schlittschuhlaufen gut tun.

Sie kam mit einem gründlichen Arzteszeugnis zu mir. Von dem Haltungsfehler stand nichts darin, dafür von einem — zwar minimalen — Lungen schatten. Habe sie daraufhin gründlich untersucht, durchleuchtet — nichts. So etwas macht einen stutzig. Hab sie also nächsten Tag nochmals kommen lassen, sie noch einmal un-

tersucht — nichts. Da wird man doch brummig.

Auf einmal beginnt sie zu lachen, entschuldigt sich, erklärt mir den ganzen Schmu: Sie ist einzige Tochter, wird vom Herrn Papa und von der Frau Mama gehütet wie ein Augapfel — dass es das heutzutage überhaupt noch gibt! Zu Hause, erzählt sie mir, konnte sie keinen Schritt allein machen. Bis es ihr verleidete. Ihr Hausarzt musste ihr helfen, zusammen erfanden sie diese Schwäche auf der Lunge. Unterdessen hatte ihr ein ehemaliger Schüler von uns, Sohn eines Lederfabrikanten, der in Bozen wohnt, unsere Schule empfohlen, unser Heilklima — die Eltern willigten schliesslich ein. Sie war endlich frei.

— Schach!»

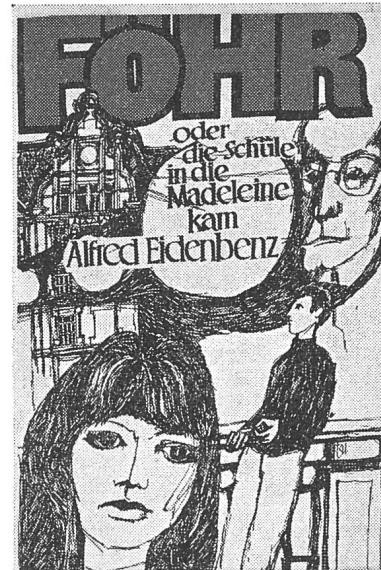
Diesen Trick kannte Föhr. Crottet war ein echt welscher, gewiefter Erzähler, konnte reden und doch denken dabei, zog einem dann plötzlich ein Schach aufs Brett.

«Sie werden mit der noch etwas erleben», sagte Crottet noch einmal.

Föhr verstand bald, was Crottet meinte. In die Klasse, in der Madeleine, so nannte sie sich nun, sass, kam sofort ein anderer Ton — übertriebene Ritterlichkeit. Ihre Klassenkameraden schauten ständig zu ihr hinüber, wenn sie antwortete, wenn sie aufstand, wenn sie bat, auf die Toilette gehn zu dürfen, und das geschah ziemlich oft, sie hatte da wirklich eine Schwäche. Tiefstes Schweigen. Peinlich. Es entstanden kindische Streitereien um die Sitze unmittelbar hinter ihrem Schreibtisch. Und dann:

Wie manches, was im Haus geschah, erfuhr Föhr die Geschichte mit Angel, Hansrüedu, Gian Peider und Madeleine erst, als sie ihr Ende gefunden hatte: von hinten her, wie eine hebräische Aufzeichnung, entrollte sie sich ihm, aus Andeutungen von andern Schülern, erst am Schluss war er selber dabei.

Mitten in einer Nacht des letzten Monats, also Mai, war Hansrüedu, «der es nicht mehr aushalten konnte», in Angels Zimmer eingedrungen. Angel



Der literarische Beitrag dieses Heftes soll sich mit dem selben Thema befassen, um das die ganze Nummer kreist: Schule, Erziehung und Bildung. Wir drucken deshalb den Anfang eines Kapitels aus einem Internatsroman ab, der ein Problem behandelt, das sich immer wieder ins Zentrum der öffentlichen Diskussion rückt: Koedukation. Der Autor heisst Alfred Eidenbenz; sein Buch «Föhr — oder die Schule, in die Madeleine kam» ist 1969 in unserem Verlag erschienen. Das Kapitel ist mit «Ein Mädchen aus Meran» überschrieben und setzt bei Trimesteranfang ein.

erwartete schliesslich, war sofort sprangbereit für eine Keilerei, denn was sonst konnte einen Schüler mitten in der Nacht in sein Zimmer führen? Aber Hansrüedu streckte ihm etwas entgegen, das scharf und würzig roch. Eine pralle Rauchwurst. Dafür war zwar Angel, obwohl mitten in der Nacht, sofort zu haben. Wie kam aber Hansrüedu dazu? Hansrüedu rückte endlich heraus: er brauche einen Brief. Den ganzen Samstagnachmittag habe er nutzlos über hundert Entwürfen verbohrt. Einen Brief an sie.

Angel verstand sofort. Er stellte sich aber weiterhin dumpf, um den Wert seiner Schreibleistung zu erhöhen. «An sie. An Madeleine.» Es fiel Hansrüedu sehr schwer, das zu gestehen. Und dazu noch dem Angel.

Angel schlüpfte aus dem Bett, zog die Vorhänge, stellte einen Kerzenstummel in den Schatten zweier Bücher, damit kein Licht nach aussen dringe, nahm seine Schreibmaschine und begann, sich zu überlegen, was er schreiben solle. Mitten darin spannte er einige Blätter mit Kopien ein. Hansrüedu beachtete das nicht.

«Was muss es denn sein? Willst du sie irgendwo treffen?»

«Vorderhand nicht.»

«Also ein Liebesbrief?»

Hansrüedu nickte.

Angel tippte schon. «Heissgeliebte», schlügen die Tasten, «Sonne meines Herzens», und jetzt geriet er in Schwung, es kam ja übrigens nicht so sehr darauf an, «Stern meiner Augen — Süsseste aller Süssen!» Und darauf fuhr er fort: «schlaflos verbringe ich die Nacht Deinetwegen», und verdrückte ein Gähnen.

«Wohin soll sie eine Antwort legen? Mensch, besinn dich doch, ich möchte auch wieder mal schlafen!»

«Unter den Boden des Pavillons!»

Der Pavillon war ein offenes Holzhaus, das einmal romantische Schüler mit einem romantischen Lehrer gebaut hatten, alles Deutsche. Der auf Steinsockeln erhöhte Boden war halb morsch. Unter diesen Boden hatten Generationen von Schülern schon die mannigfaltigsten Dinge gesteckt — Knallpistolen, Zigarettenchachteln, For men only, Spionage- und Kriminalromane, und noch vieles andere. Kein günstiger Ort für Geheimnisse. Angel jedenfalls hätte nie etwas gerade dort versteckt. Aber er wollte jetzt so schnell als möglich ins Bett. Für Hansrüedu war der Pavillonboden gut genug.

«Schieb eine Antwort unter den Boden des Pavillons, dort, wo ich ein Kreidekreuzchen mache. Gegen Westen, gegen das Dorf zu. Ewig Dein...» Und Angel spannte die Blätter aus. Die Kopien wischte er in die Schublade. «Da. Du musst nur noch unterschreiben.»

«Nein. Ich schreib ihn nochmals ab. Ich schreib ihn von Hand.» Hansrüedu packte den Brief, Angel die Wurst, auf das «Danke» verzichteten sie beide angesichts des sauberen Handels. Hansrüedu verschwand. Angel zog der Wurst die Haut ab.

Am andern Tag ging Madeleine an den ebenerdigen Schulzimmern vorbei. Etwas flatterte ihr vor die Füsse. Sie bückte sich, spähte hinauf, sah hin-

ter den Fenstern des Naturkundesaales nur noch einen Blondsopf verschwinden. Nun schlenderte sie auf dem schmalen Pfad weiter und riss den Umschlag auf. Noch keine Minute war es doch in dieser Schule langweilig gewesen. Gegen zu Hause! Wo man nicht wusste, wie die Zeit totschlagen!

Morgen hatte sie wieder Deutsch bei Doktor Silener, morgen sass sie wieder in der vordersten Bank, damit ihr keine seiner Bewegungen entgehe — seine kleinen braunen Hände liebkosten die Bücher, die sie hielten. Er war immer gut rasiert, aber sein Bartwuchs war so stark, dass dunkelblau-schwarze Schatten auf Oberlippe und Kinn lagen. Seine schwarzen Haare, seine kohlrabenschwarzen Haare. Wie ein Italiener, nein, sie waren glatt und fein, orientalisch — aber Herr Silener stammte ja aus jenem Bergkanton. Gab es dort so südlich aussehende Menschen?

«Heissgeliebte!» las sie, «Sonne meines Herzens — Stern meiner Augen» — den Rest überflog sie. Ein Scherz? Dann war er frech. Man spielte nicht mit ihr. Sie hätte den Brief überhaupt liegenlassen sollen. Aber er war so sorgfältig geschrieben! Jeder Buchstabe gemalt! Da hatte sich einer riesige Mühe gegeben. Wenn er nun doch ernst gemeint war? — Natürlich doch eine Kinderei. In ihrer Klasse waren die Burschen alle noch Kinder.

Am nächsten Tag, in der Geschichtsstunde, musste Madeleine wieder einmal rasch auf die Toilette — peinlich, wie immer, weil so und so viel Jungenaugen ihr gierig nachschauten. Als sie zurückkehrte, fand sie unter ihrem Löschblatt wieder einen Brief. Sie öffnete ihn vorsichtig unter der Bank. «Heissgeliebte! Sonne meines Herzens, Stern meiner Augen» — kannte sie schon. Der ganze Brief war derselbe wie gestern — aber von einer andern Hand geschrieben. Nanu? Inzwischen liess Doktor Clavuot das Römische Weltreich gut sechshundert Jahre lang dauern.

«Was hast du unter der Bank?» flü-

sterte ihr Barbara, ihre Kameradin, zu. «Einen Brief.»

«Assyrien kam dem römischen Weltreich am nächsten, von 1200 bis 606. Alle andern Reiche waren bedeutend kurzlebiger: das persische von 560 bis 330 vor Christus, das karolingische von 500 bis 843 nach Christus, das noch kleinere Deutsche Reich des Hochmittelalters von 960 bis 1250, und das englische Weltreich besteht als solches erst seit 1765 — wenn es, bei seiner beständigen Abbröckelung, überhaupt noch diesen Titel verdient. Ich schweige von den kurzen Reichsschöpfungen Alexanders oder Napoleons. Oder vom sogenannten deutschen Tausendjährigen Reich...»

Madeleine konnte sich in dieser Stunde weder mit dem einen noch einem andern dieser Weltreiche weiter befassen. Auch Barbara opferte kalt sämtliche Weltreiche dem kleinen Brieflein, das Madeleines schlanke Hand ihr unter der Bank zuschob.

Endlich, endlich läutete die Stunde aus. Im Lärchenwäldchen drüben lachten sie sich fast krank. «Das ist der schönste Superkitsch, den ich je gelesen habe!» rief Barbara, die immer beteuerte, dass der Brief sie «vertätsche». «Es ist Hansrüedus Schrift — aber das hat er nie selber verfasst! Da kannst du Gift darauf nehmen! Und der andere — Gian Peider. Er! Der nie den Mund auftut! Wie kommen die beiden nur dazu, dir denselben Brief zu schreiben?» Barbara bekam vipernhafte Augen. «Du — warte mal — ich ahn etwas — natürlich!» Sie schwieg erhaben und schaute Madeleine von der Seite her an. Es war herrlich, ihre Geduld zu martern. «Und also!» rief Madeleine.

«Angel», liess Barbara zwischen schmal gepressten Lippen fallen. «Kommt kein anderer in Frage. Angel. Angel hat sich wieder einmal einen geleistet. Zeig nochmal! So schlau waren sie — der eine macht sein Kreuzchen auf der Westseite des Pavillons, der andere talaufwärts. Man muss doch variieren!»

«Das ist schmutzig», sagte Madeleine. Das würde sie Angel heimzahlen!

Doppelt und dreifach! Mit ihr erlaubte man sich keine solchen Scherze. Aber die beiden Burschen da, die ihr geschrieben hatten, die waren unschuldig. Soviel war ihr jetzt klar. Waren das Opfer eines gemeinen Spiels. Es war ihnen wirklich ernst gewesen.

Sie lächelt mitleidig. Arme Kinder!

«Dieser Angel», sagte Barbara.

Sie waren nun beim Pavillon. «Da! Ich hab sie!» rief Barbara zwischen den hohen Lärchen. «Ein Kreuzchen da, und eines dort. Hiihihi!»

«Dumme Gans!» dachte Madeleine. «Ich bin tausendmal besser gewachsen als du!» Und sie lief davon.

Barbara kam ihr nachgerannt. Die Sache durfte man nicht auf die Spitze treiben. «Du antwortest natürlich nicht», sagte sie.

«Nie», sagte Madeleine. Sie hatte eben beschlossen, beiden zu schreiben. Sie sollten wissen, wem sie auf den Leim gegangen waren.

Am Abend schrieb Madeleine zweimal denselben Brief in der Dorfkonditorei. Dank für die hübschen Zeilen, aber lieber nicht mehr solche Briefe, auch selber verfasste nicht.

Zur Mittagszeit stürzten Hansrüedu und Gian Peider auf ihr Zimmer und schlossen sich ein. Hansrüedu fiel gegen seinen Wandschrank, den Kopf im Arm.

Gian Peider zog den Kopf ein und ballte die Fäuste.

Hansrüedu war ein ruhiger Bursche, selbst grosse, heiss ersehnte Nachrichten, wie die Erkrankung eines Lehrers, oder dass eine Mannschaft einer andern Internatsschule zu einem Eishockey-Match heraufkäme, brachten nur ganz langsam Freudenrot in sein Gesicht. Er hatte die Gemütsruhe seines heimatlichen Emmentales, und die war so gross, dass andere darob manchmal fast verzweifelten — an dieser Ruhe vorbei war schon so mancher Puck im Hockey ins Goal geflogen. Es war auch nicht ratsam, Hansrüedus Frieden zu stören, noch weniger, Hansrüedu zu reizen. Plötzlich trieb ihn dann die Gewalt seines Jähzorns, wer ihm gerade im Weg

stand, landete auf dem Boden oder im Schnee, mochte das nun ein Lehrer sein oder ein Schüler.

Das letzte Licht im Davel-Haus war gelöscht. Gian Peider und Hansrüedu trafen sich vor Angels Zimmer. Gian Peider schlüpfte vor Hansrüedu hinein. Angel erhielt einen Schlag auf die Brust — er war von seinem Bett aufgesprungen.

«Was?» schrie er. So ein Irrtum! Schläge prasselten ihm aber schon auf seinen Kopf, auf Brust und Bauch und jeden erreichbaren Körperteil, zu Dritt wälzten sie sich im Bett, auf dem Boden, bäumten sich aneinander wieder auf, um neue Angriffsmöglichkeiten zu schaffen, fuhren ineinander verknäult in die Schranktüre, Lampen fegten vom Tisch, in der Luft tanzten Kissenfedern. Das Mobilier zersplitterte in Stücke.

Angel wusste nicht einmal, wieviele in sein Zimmer eingedrungen waren — sicher mehrere. «Feiglinge!» brüllte er jetzt, «Dreckkerle! Elende Scheisser! Vier gegen einen!»

Endlich sagte einer etwas. «Schweinehund», gab Hansrüedu zurück, und in seinem unsicheren Deutsch: «zu eint zwei zu bescheissen!

Sonst hatte ja Angel überall das letzte Wort. Aber jetzt blieb es ihm in der Kehle stecken.

Föhr traf vor Angels Türe ein, als eben Gian Peider und Hansrüedu in völlig aufgelöst-verbeultem Zustand herausstürzten.

«Es ist mir alles gleich», brüllte Hansrüedu in den Korridor hinaus, «alles hundewurscht. — Sie können mich gleich einsperren!» Aber damit atmete er auf — er konnte wieder frei sprechen. Seine Wut begann zu verrauen.

Gian Peider stand furchtlos da. «Herr Doktor», sagte er und verwunderte sich selber, dass die Wörter ihm so selbstverständlich über die Lippen kamen — «wir hatten eine alte Rechnung zu begleichen. Wir konnten uns nicht anders helfen. Das — das musste erledigt werden. Wir zahlen alles.» Föhr blickte auf die zerwühlten

Schöpfe, in die schweissrot aufgequollenen Gesichter. Neben Hansrüedu war Gian Peider wohl der ruhigste im Internat. Föhr schaute ihnen tief in die Augen. Dann drehte er sich langsam um und ging ohne ein Wort die Treppen hinunter ...

Autoritäten

«Die Autoritätskrise der Jugend ist vor allem die Krise der „Autoritäten“, denen es schwerfällt, die Jugend in die Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu entlassen. — Unser Argument, die Jugend sei ja noch gar nicht reif zur Selbständigkeit, und ihr Protest (etwa mit Haschisch und langen Haaren) habe keinen tieferen Sinn, richtet sich gegen uns selbst: Wir haben unsere Kinder zur Unselbständigkeit erzogen... Die Autoritätskrise kann nicht mit „Massnahmen“ und Rezepten gelöst werden. Wir Erwachsene, Lehrer und Erzieher, Eltern und Behördemitglieder, können uns erst dann fruchtbart mit der „anti-autoritären“ Jugend auseinandersetzen, wenn wir selbst zu Anti-Autoritäten werden, indem wir uns vom Zwang der inneren und äusseren Abhängigkeit freimachen.»

Zu diesen Überlegungen gelangte Dr. Hans-Ulrich Wintsch, der Lehrbeauftragte am pädagogischen Institut der Universität Zürich, kürzlich in einem Referat. Seine Gedanken, nur anders formuliert, decken sich mit denen, die der Direktor des Seminars Kreuzlingen, Dr. Willi Schohaus, schon 1933 in einem im «Schweizer Spiegel»-Verlag erschienen Buch ausdrückte: «Die pädagogischen Schwierigkeiten im engeren Sinne, mit denen der Lehrer zu kämpfen hat, beruhen einerseits auf Eigentümlichkeiten im Charakter und im Verhalten der Schüler, anderseits in Unzulänglichkeiten, die in der Person des Lehrers selbst liegen... Viele Lehrer leiden an einer ständigen Unsicherheit, verbunden mit dem Bewusstsein, es fehle ihnen am nötigen Rüstzeug auf dem Gebiet der Kinder- und Entwicklungspsychologie.»